

Unverkäufliche Leseprobe



Christoph Türcke
Lehrerdämmerung

Was die neue Lernkultur in den Schulen
anrichtet

159 Seiten. Klappenbroschur
ISBN: 978-3-406-68882-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/15999355>

Inhalt

Einleitung: Kein Gleichschritt mehr 7

Vorschau 16

1. Kompetenzwahn 19

Sachverstand 19 – Behaviorismus 24 – Sprachkompetenz 28 – Kompetenzmodellierung 32 – Operationalisierung 35 – Bildungsrichtlinien 40 – Niveausenkungsdruck 45 – Abitursinflation 47 – Zieldifferenz 51

2. Inklusionswahn 55

Ausgrenzung 55 – Doppelter Boden 58 – Behindertenkonvention 61 – Opferbereitschaft 66 – Reparaturbetrieb 71 – Inklusion neoliberal 73 – Einheitsdruck 79 – Portfolio 81

3. Rückbesinnung auf den Lehrer 87

Neunmonatsrevolution 87 – Trias 90 – Zeigen 93 – Rousseauismus 96 – Versachlichung 101 – Plenum 104 – Gegenübertragung 108 – Übertragungsliebe 112 – Jetztzeit 116 – Skizze 120 – Kreativität 123 – Unterbrechung 128 – Handschrift 131 – Arbeitsblattunterricht 137 – Haltung 142 – Bildung 146

Literaturverzeichnis 155

Einleitung: Kein Gleichschritt mehr

Lehrer? Deren Zeit ist vorbei. Dozierend vor homogen zusammengesetzten Schulklassen stehen; ständig deren kollektive Aufmerksamkeit beanspruchen; allen Schülern in der gleichen Zeit das gleiche, hübsch nach Fächern unterteilte Lernpensum abverlangen, obwohl doch jeder Schüler anders tickt und das wirkliche Leben nicht in den Schubladen von Fächern verläuft; Hausaufgaben geben, obwohl die prekären Wohnverhältnisse vieler Schüler deren Erledigung kaum gestatten; sich nicht scheuen, einzelne Schüler ein ganzes Schuljahr wiederholen zu lassen, statt sie so zu fördern, daß die Wiederholung erst gar nicht in Betracht kommt: wer so etwas tut, ist eher ein Überbleibsel des autoritären Obrigkeitsstaats als in der Bildungswelt des 21. Jahrhunderts angekommen. Zeitgemäßer demokratischer Unterricht orientiert sich an den persönlichen Interessen und dem individuellen Tempo der Lernenden. Er braucht dringend Lernbegleiter, die überall zur Stelle sind, wo Lernende gerade nicht weiterkommen und einen Hinweis, einen Rat, eine spezielle Förderung nötig haben. Was er nicht braucht, sind Lehrer – Personen, die pauschal vorgeben und vormachen, was und wie zu lernen sei. Gelernt wird heute eigenständig, beweglich, kreativ, weder Lehrern zuliebe noch nach Schablonen oder im Gleichschritt.

So etwa klingt das Lied der «neuen Lernkultur». Ein vielstimmig gemischter Chor von Bildungsexperten singt es seit einigen Jahren mit wachsender Lautstärke. Es dringt in die Unterrichtsgestaltung und -planung vor, in die Ausbildung der Referendare, in die Erlasse der Kultusministerien, in die Bildungsprogramme der politischen Parteien. Schulen sollen sich schnellstens aus realitätsfernen, mit Bildungsballast

überfrachteten Anstalten in offene, flexible Lernlabore verwandeln, um den Herausforderungen der mikroelektronisch vernetzten Wissensgesellschaft des 21. Jahrhunderts standzuhalten. In der Tat, die Bildungspolitik hinkt hinterher. Mit der ihr eigenen Schwerfälligkeit bewegt sie sich dorthin, wo andere schon vor fast drei Jahrzehnten waren. «Ich richte an die Gewerkschaften einen dringenden Appell, die Zeichen der Zeit zu erkennen. Kollektives Gleichschrittdenken bringt uns nicht weiter, sondern nur flexible, individuelle Lösungen.» «Wenn wir nicht eine tiefgreifende Deregulierung in vielen Lebens- und Arbeitsbereichen durchsetzen, werden uns die Bleigewichte von überflüssigen Geboten und Verboten daran hindern, in eine moderne und erstrebenswerte Zukunft zu gehen.» «Mehr Flexibilität wird in Zukunft nicht nur ein Merkmal der Produktion sein, sondern auch das entscheidende Merkmal unserer Arbeitsstrukturen.» «Nicht die Einheitlichkeit, sondern die Vielfalt – nicht organisierte Geschlossenheit, sondern bewußte Offenheit», «das sind die Merkmale einer neuen Sozialkultur.»¹

So sprach 1987 ein Visionär: der damalige Präsident der Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände, Klaus Murmann. Seine Vision ist seither in atemberaubendem Maße Wirklichkeit geworden. Und das entscheidende «Zeichen der Zeit», das seit den 1980er Jahren für einen Umschwung sondergleichen gesorgt hat, war in seiner Tragweite zunächst kaum zu erkennen. Es kam nicht mit sozialen Paukenschlägen wie Streiks oder Aufständen daher, sondern in Gestalt einer technischen Neuerung, der es in wenigen Jahren gelang, die Arbeitsräume und -zusammenhänge aufzulösen, auf denen die gesamte kapitalistische Industrialisierung der Neuzeit fußte. Gut drei Jahrhunderte hatte es gedauert, bis diese in-

1 Murmann 1988, 12 f.

dustriellen Arbeitsbedingungen so eingeübt waren, daß sie wie Naturgegebenheiten erschienen – und kaum mehr daran gedacht wurde, daß sie selbst ja erst aus einer langwierigen und gewaltsamen sozialen Umwälzung hervorgegangen waren. Im europäischen Mittelalter hatten andere Verhältnisse geherrscht. Die bäuerliche Bevölkerung war abhängig von Grundherren gewesen, das Handwerk eingezwängt in eine hierarchische Zunftordnung. Immerhin aber verfügten die Arbeitenden selbst über ihre Arbeitsmittel: Bauern über die Geräte, die sie zur Viehzucht und zum Getreideanbau brauchten, Handwerker über das Werkzeug und Zubehör, das zum Schneidern, Schmieden, Backen etc. unerlässlich war. Und vor allem: Sie waren dort tätig, wo sie wohnten. Wohn- und Arbeitsraum gingen ineinander über.

Die neuzeitliche Arbeitswelt formierte sich hingegen durch die Trennung von Wohn- und Arbeitsraum. Mit ihr ging die Trennung von Arbeitern und ihren Arbeitsmitteln einher. Vor allem auf dem Land geschah das sehr unsanft. Ein großer Teil der Landbevölkerung wurde von der Scholle vertrieben und in die Städte gedrängt. Erst danach konnten dort Manufakturen entstehen, in denen sich viele Arbeiter kasernieren und ihre Tätigkeiten sich so in Handgriffe zerlegen und aufeinander beziehen ließen, daß sie maschinenähnlich zusammenzuwirken begannen und damit einen Grad an Produktivität erreichten, gegen den die herkömmliche Handwerkstatt nicht aufkam. Die Manufaktur war die Vorform der Fabrik und die Fabrik der Prototyp des modernen Arbeitsraums: strikt getrennt vom Wohnraum und bestückt mit Maschinen, an denen eine Vielzahl von Arbeitskräften für maximalen Output zu sorgen hatte. Auch das Büro formierte sich nach diesem Muster. Verwaltung funktionierte am besten, wenn die Bearbeitung von Anträgen, Aufträgen und Verträgen an einem vom Wohnraum getrennten Ort konzentriert und dort, unterstützt von modernsten Maschinen, von vielen gleichzeitig geleistet wurde – ähnlich ar-

beitsteilig wie Fabrikarbeit. Und auch das Schulwesen orientierte sich daran. Sobald Kinder schulfähig waren, hatten sie sich an einen vom Wohnraum strikt getrennten Ort einzufinden, um dort in homogenen Altersgruppen von verschiedenen Fachlehrern – also arbeitsteilig – unterrichtet zu werden.

Dann kam das Wunderwerk des Computers, jener Maschine, die auf der genial einfachen Idee beruht, alles Mitzuteilende auf zwei Einstellungen zu reduzieren: Eins-null, ja-nein, go-stop. Alles, was sich in einer Abfolge dieser zwei Einstellungen ausdrücken läßt, können Computer ausführen. Und als sie klein und handlich genug geworden waren, um in Serienproduktion zu gehen, und sich auch noch telekommunikativ miteinander vernetzen ließen, begann eine neue Ära. Computer ersetzten in Druck-, Metall- und Elektroindustrie, in Dienstleistung und Verwaltung ganze Berufssparten; sie ermöglichten wirtschaftliches Wachstum bei gleichzeitigen Massentlassungen (*jobless growth*); sie erübrigten weit mehr Jobs, als sie neue schufen, und lockerten sämtliche Arbeitsverhältnisse auf. Eine High-Tech-Firma ist in der Regel funktionsfähig, wenn ihre Beschäftigten elektronisch miteinander verbunden sind. Sie müssen nicht mehr an einem Ort gemeinsam arbeiten.

Damit nimmt auch die Zuständigkeit der Betriebe für gemeinsame Arbeitsräume ab. Alte Erinnerungen werden wach. In frühkapitalistischer Zeit hatten die Beschäftigten Lebensmittel und Heizmaterial gefälligst selbst in die Fabrik mitzunehmen, wie sie auch selbst fürs Alter vorzusorgen und Ärzte zu bezahlen hatten. Erst nach langwierigen Arbeitskämpfen übernahmen die Betriebe die angemessene Ausstattung des Arbeitsplatzes, die Bereitstellung von Werkskantinen, Beteiligung an Alters- und Krankenversorgung, Lohnfortzahlung während des Erholungsurlaubs und im Krankheitsfall sowie Fortbildungskosten. All diese Verantwortlichkeiten stehen wieder zur Disposition, seit es jene kleinen Universalmaschi-

nen gibt, die sich heutzutage nahezu jeder leisten, jeder in der Akten- oder Hosentasche mit sich führen kann. Sie lassen sich in einem Firmengebäude genauso bedienen wie in einer Privatwohnung. Wohn- und Arbeitsraum, Privat- und Berufssphäre, Freizeit und Arbeitszeit gehen wieder ineinander über. Warum soll man für Arbeiten, die feste kollektive Arbeitsräume gar nicht mehr erfordern, feste Lohnverpflichtungen eingehen? Warum nicht jeden Computerbesitzer als Selbständigen erachten, den man als Lieferanten von Arbeitsleistungen bezahlt, statt ihn dauerhaft einzustellen? Den man hübsch selbst für seine Infrastruktur und Versicherungen aufkommen läßt, der dafür aber auch seine Arbeits- und Freizeit völlig frei und selbständig organisieren darf – wenn er seine Arbeitsprodukte oder Dienstleistungen nur vertragsgemäß liefert.

So läuft Flexibilisierung. Sie durchdringt sämtliche Lebensbereiche. Es gibt zwar Betriebe, in denen das Zusammenwirken vieler an einem bestimmten Ort weiterhin unerlässlich ist (Krankenhäuser, Pflegeheime, Baufirmen etc.), aber auch sie stehen unter Flexibilisierungsdruck und lagern möglichst alle Arbeitsleistungen aus, die sich auf Lieferbasis in Anspruch nehmen lassen. Wo immer es geht, suchen Firmen ihre Arbeitskräfte in Selbständige zu verwandeln. Die epochale Trennung von Arbeitenden und Arbeitsmitteln wird rückgängig gemacht. Das universale Arbeitsmittel Computer haftet den heute Beschäftigten wie mit Saugnäpfen an; viel zudringlicher, als es traditionelle Werkzeuge den Handwerkern früherer Epochen je taten. Es ist für die gesamte Lebensführung unentbehrlich geworden – weit über den aktuellen Job hinaus. Die Trennung von Arbeitenden und Arbeitsaufträgen hingegen bleibt bestehen. Die neuen Selbständigen sind selten mehr als kleine Subunternehmer, Manager ihrer eigenen Arbeitskraft² –

² Bröckling 2007.

und auf dem Arbeitsmarkt kaum besser dran als früher Industriearbeiter und kleine Angestellte. Sie tragen ihr Universalgerät zwar ständig mit sich umher, aber es liegt als Arbeitsmittel brach, solange ihm geldwerte Arbeitsaufträge fehlen. Selbständig sein heißt auch selbst unablässig für die soziale und mediale Präsenz sorgen müssen, die Aufträge verschafft. Man ist ständig zum *update* genötigt und extrem auftragsabhängig, arbeitet von Liefertermin zu Liefertermin, meist unter Zeitdruck, aber völlig frei darin, wie man seine knappe Zeit gestaltet. So funktioniert deregulierte Arbeit. Feste Arbeitsräume wie Fabriken und Büros, die auch im Realsozialismus beibehalten wurden, lösen sich auf. Stattdessen kehren früh-, ja nahezu vorkapitalistische Verhältnisse zurück. Es wird wieder in Heimarbeit Gefertigtes größeren Auftraggebern geliefert, wie einst in der Woll- und Uhrenproduktion, ehe sie zu Manufakturen zusammengefaßt wurde. Nur daß heutige Heimarbeiter kaum mehr in Handarbeit Kleinteile zusammenfummeln, sondern eher an Softwareprogrammen tüfteln oder Datenverwaltung übernehmen. Auf High-Tech-Niveau bewegt sich der globale Kapitalismus mit jedem Schritt vorwärts auch wieder zu längst überwunden Geglaubtem zurück. Sein rasanter Fortschritt ist zugleich ein «Rückgang in den Grund».³

Die Arbeitgeberformel dafür lautet: Kein Gleichschritt mehr! Selten ist eine Metapher demagogischer gewesen. Man sieht förmlich eine Kompanie im Stechschritt am inneren Auge vorbeiziehen und bekommt suggeriert, daß überall, wo viele gleichzeitig Gleichartiges verrichten, militärischer Drill herrscht: autoritäre Ignoranz gegenüber individuellen Besonderheiten, persönlichen Einstellungen, Vorlieben und Geschwindigkeiten. Die Deregulierung kommt als Demilitarisie-

3 Hegel 1970 [1834], 70.

rung aller Lebensbereiche daher. Schluß mit dem Drill. Jeder soll ein Selbständiger sein, jeder nach seinem eigenen Bio-rhythmus leben und arbeiten. O schöne neue Arbeitswelt! Und wie verhält sich dazu die Bildungswelt? Offenbar als Nachzügler. Immer noch gibt es feste gemeinsame Unterrichts-räume und -zeiten, homogene Unterrichtsgruppen mit festem Fächerkanon und einem pauschal für ganze Jahrgänge vorgegebenen Pensum. Ausgerechnet im Bildungsbereich hält sich der Gleichschritt.

Dagegen begehrt ein neuer Typ von Bildungsrevolutionären auf. Was geschähe, fragt etwa Richard David Precht, wenn «[e]in paar kluge Menschen aus verschiedenen Teilen der Gesellschaft» noch einmal bei Null anfangen und sich etwas ausdenken dürften, was «unseren Kindern dabei helfen soll, zu gut gebildeten Persönlichkeiten heranzureifen»? «Verfiele irgendjemand auf die Idee, die faszinierende Welt des Wissens in Fächer zu unterteilen? Würde man Kindern im Fünfundvierzig-Minuten-Takt völlig zusammenhanglos vier, fünf oder sechs verschiedene Wissensgebiete pro Tag nahebringen? Würde man sich ein Zensursystem mit sechs Ziffern ausdenken und Zeugnisse, die einzig und allein daraus bestehen? Würde man einen Lehrer vor fünfundzwanzig oder dreißig Schüler stellen? Wäre dieser Lehrer fest verbeamtet und damit praktisch unkündbar? Gäbe es ein dreigliedriges Schulsystem? [...] Müssten alle Gleichaltrigen in eine Jahrgangsstufe gehen?»⁴ Nichts von alledem. Die «klugen Menschen» würden schulisches Lernen selbstredend nach den neuesten Erkenntnissen der Hirnforschung und Entwicklungspsychologie gestalten: ohne Fachgrenzen, ohne festen Zeittakt, ohne feste Jahrgangs- und Leistungsgruppen, ohne Zensuren, ohne Leistungsdruck, ohne verbeamtete Aufseher. Stattdessen stünde stets «ein klei-

4 Precht 2013, 135 f. Weitere Seitenzahlen im Text.

nes Coaching-Team» bereit, «aus dem jeder hilfsbedürftige Schüler sich seinen Ansprechpartner aussuchen kann» (233).

Jeder soll also lernen, was, wie und wann er will? Nein, so war es nicht gemeint. Nach wie vor soll ein «Wissensminimum» gelten, «das jeder Schüler innerhalb einer festgelegten Zeit von Jahren an einer weiterführenden Schule zu erlangen hat» (233). Er soll sich die Zeit bis zum Stichtag nur beliebig einteilen dürfen, wie der flexible Heimarbeiter die Zeit bis zum Liefertermin. Woraus aber soll das «Wissensminimum» bestehen, und wer legt es fest? Wie soll man es überhaupt formulieren, wenn alle herkömmlichen Fächergrenzen – Mathematik, Englisch, Geographie etc. – aufgelöst sind? Keine Antwort. Und die Befreiung von den Zensuren? Die führt lediglich zu einer feineren Dauerüberwachung, nämlich «durch ein Monitoring (einschließlich von Zeugnissen)» (132), welches nunmehr freilich die Entwicklung des einzelnen Kindes abbilden soll, nicht dessen Verhältnis zum Durchschnitt einer Lerngruppe, und zwar in differenzierten Worten, nicht mehr in Zahlen, sowie unter Einbeziehung des ganzen Coaching-Teams. Damit stiege der Bewertungsaufwand sprunghaft. An die Stelle der Zensuren träte jene Art von Gutachten, mit denen Psychotherapeuten den Entwicklungsstand ihrer Patienten längst schon dokumentieren müssen. Das «Monitoring» der Krankenkassen macht bereits vor, wohin das führt: zu weniger Zeit für die Therapie und immer mehr Zeit für die Begutachtung von deren Resultaten. In den Schulen käme noch der Gutachtenabgleich im Coaching-Team hinzu. Wie sollen drei bis fünf aufmerksame Pädagogen ihre ganz individuellen Beurteilungen zusammenfassen, ohne sich in langen Diskussionen auf gemeinsame Kriterienkataloge und Sprachregelungen zu einigen?

Deregulierung führt fast immer zu mehr Bürokratie statt zu weniger. Was sie allerdings tatsächlich entbehrlich macht, sind feste Lerngruppen sowie fest eingestellte Lehrer. «Die ganze

Gesellschaft formt sich um von einer Welt, in der Menschen in Institutionen (Schule, Universitäten, Akademien etc.) lernten, in eine Welt, in der von jedem erwartet werden kann, dass er mithilfe von Computer und Internet selbst lernen kann und soll.» Sogar «auf YouTube finden sich inzwischen breit aufgerufene Vorlesungen, die pädagogisch weit besser sind als vieles, was Schulen und Universitäten ihren Schülern und Studenten vorsetzen». (188) Zeitgemäß sind mobile Coaching-Teams, die in den Umgang mit der neuen medialen Lernwelt einüben, in offenen Lernräumen, aber auch online beraten. Feste Lerngruppen hingegen, egal, ob man sie nach gleichem Alter oder gleichem Lernniveau zusammenstellt, schließen immer irgend jemanden aus. Dem Arbeitsmarkt gehen dadurch unschätzbare Potentiale verloren. «Firmen, Betriebe und Unternehmen können sich die soziale Selektion der Gegenwart schon lange nicht mehr leisten», und «die richtig verstandenen Interessen der Wirtschaft sind letztlich die gleichen wie die Interessen derjenigen, die möglichst allen Kindern dieser Gesellschaft einen zeitgemäßen Schulunterricht und eine Chance auf ein erfülltes Leben geben wollen» (20). Wirtschaft und Sozialarbeit wollen eigentlich das gleiche. Man muß sie nur richtig verstehen.

So dient die von Precht geforderte «Bildungsrevolution» (163) vor allem der Angleichung der Schulen und Hochschulen an überall sonst längst geltende Flexibilitätsstandards. Das Ausscheren aus dem Gleichschritt gewinnt die Aura von Nonkonformismus, Originalität und Kreativität. Nur eine Frage wird nicht mehr gestellt: Wie soll denn gemeinsame Erfahrung, ja überhaupt menschliche Gemeinschaft entstehen, nicht zu reden von der in nahezu jeder Stellenausschreibung verlangten «Teamfähigkeit», wenn gar nicht mehr vorgesehen ist, daß eine Mehrzahl von Personen immer wieder etwas gleichzeitig macht, von gemeinsamem Essen bis zu gemeinsamen Sitzungen und Tagungen mit vorher festgelegter Agenda?

Offenbar hat die hochgelobte «Teamfähigkeit» wenig mit gemeinsamer Erfahrungswelt und viel mit maximaler Flexibilität zu tun. Wer schnell umdisponiert und Informationen weiterleitet, sich täglich anders vernetzt und dabei möglichst immer erreichbar ist, gilt als teamfähig und damit auch als kreativ; trägt er doch ständig zu Neuem bei. Im Gegensatz zu den herkömmlichen Lehrplänen. Sie trotten im Gleichschritt, solange sie alle Lernenden einer Alters- oder Leistungsstufe auf die Erlangung bestimmter pedantisch umschriebener Sach- und Fachkompetenzen verpflichten. Also weg mit ihnen – zugunsten eines neuen, flexiblen Kompetenzdesigns, worin «hohe soziale Kompetenz» (185) ganz oben rangiert und alle Sach- und Fachkompetenzen nur noch so weit zählen, wie sie ihr zuträglich sind.

[...]